

Professor Dr. Peter Strohschneider,  
Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn

Unter Druck –  
Anmerkungen zum Wissenschaftsjournalismus in Deutschland

Festvortrag zur Verleihung des Universitäts-Preises für  
Wissenschaftsjournalismus am 13.12.2013 in Berlin

Der Stellenwert massenmedialer Verarbeitung von Wissenschaft ist enorm. Wir leben in einer Wissenschaftsgesellschaft. Nicht nur inszenieren sich Zahnpastawerbung oder der Wetterbericht als Forschungsvermittlung. Es wird umgekehrt auch Forschung als Unterhaltung in Szene gesetzt. Das Fernsehen bietet „Nano“, „Quarks & Co“, es leuchtet den „Planet Wissen“ aus und bebildert dramaturgisch gekonnt das „Abenteuer Forschung“ sowie die „Faszination Wissen“. Und die Sendeformate formatieren auch ihre Darsteller: Seit Bernhard Grzimeks Zeiten schon gibt es den Fernsehprofessor: Ob er auch heute noch im selben Maße über das symbolische Kapital der Seriosität verfügt, mag man sich allerdings fragen. Hinsichtlich seiner rhetorischen Strategien begibt sich ein Format wie „Frag den Lesch“ zu „Schlag den Raab“ jedenfalls in bedenkliche Nähe. Und auch in der Gegenrichtung kann übrigens die Grenze zwischen Wissenschafts- und Mediensystem überschritten werden, zum Fernsehprofessor gesellt sich der Expertenjournalist: Ein einschlägiges Beispiel ist der Redakteur Elmar Theveßen, den das ZDF in seinen Nachrichtensendungen als wissenschaftlichen Fachmann für Fragen der Kriminologie auftreten lässt.

Die Grenzen zwischen Information und Unterhaltung sind nicht leicht zu ziehen. Es gibt weite Übergangszonen. Und in ihnen wird typischerweise davon ausgegangen, dass nicht das Medium sich der Botschaft, sondern umgekehrt die Botschaft dem Medium sich zu fügen habe. Das Medium – um die alte Formel eines Vaters der Medientheorie, Marshall McLuhan, aufzugreifen – ist selbst die *message*, und es ist bunt, schnell und dramatisch, es verfährt narrativ, nicht argumentativ, es verfährt emotionalisierend, nicht rationalisierend. Es baut Komplexität nicht auf, sondern ab. Es interessiert sich eher für *Antworten und Informationen*, obwohl doch die Abenteuer der Forschung und die Faszinationen des Wissens vielmehr bei den *Fragen und Problemen* und beim Nichtwissen zu finden wären. Und die Dynamiken der Erkenntnisgewinnung auch: „Fragen sind“ nämlich, wie der Neurobiologie Stuart Firestein von der Columbia University bündig formulierte, „relevanter als Antworten. Fragen sind größer als Antworten.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Stuart Firestein, *Ignorance. Die Triebfeder der Wissenschaft*. Bern 2013, S. 15.

Was aber wird aus dieser Relevanz und Größe wissenschaftlicher Fragen, was wird aus der Strenge methodischer Erkenntnissuche in den Formaten des *info-* und *edutainment*? Ein *content*, der gegen irgendwelchen anderen *content* beliebig ausgetauscht werden kann?

Was wäre dagegen schon zu sagen?

Längst vorbei sind die Zeiten einer auratischen, hermetisch abgeschotteten Wissenschaft, die der Gesellschaft allein den Gestus raunender Bewunderung lässt. Und diese Zeiten werden wegen der enormen Expansion des Wissenschaftssystems und angesichts seiner überragenden Bedeutsamkeit für alle Sektoren von Wirtschaft und Gesellschaft, für individuelle wie kollektive Lebensführung auch nicht wieder zurückkehren.

Und im Übrigen gibt es ja neben dem *info-* und *edutainment* der elektronischen Medien auch den ernsthaften Wissenschaftsjournalismus im Fernsehen – wir haben ihn in diesem Rahmen längst mit Preisen gewürdigt – sowie in dem, was man vielleicht einfach einmal die Qualitätspresse nennen darf.

So könnte man sagen. Und demnach wäre ja alles in Ordnung.

Allerdings: Es gibt einige Beobachtungen und eigene Erfahrungen, die ich in verschiedenen Rollen mache. Zum einen als Wissenschaftler, zwar nicht Kommunikationswissenschaftler, aber doch wissenschaftlich nicht völlig unvertraut mit Medien und Medienwechseln, mit großen Sinnmaschinen und der Geschichte moderner Öffentlichkeiten. Zum anderen als Wissenschaftsverwalter und –manager mit Pressemitteilungen, Interviews, Zitaten, Namensbeiträgen in Publikumsmedien, als Subjekt sowohl wie als Objekt medialer Berichterstattung. Sodann aus der Perspektive eines am gesellschaftlichen Leben teilnehmenden Bürgers und Medienkonsumenten, der sich der Medien als Quelle von Informationen und Urteilsbildungen bedient, der sich Demokratie ohne medial hergestellte Öffentlichkeiten (und ihre strikte Unterscheidung von Privatem übrigens) keineswegs vorstellen kann, der aber zugleich die Massenmedien eben als solche ganz alltäglich beobachtet

Diese Beobachtungen und eigenen Erfahrungen erwecken in mir doch eine gewisse Skepsis hinsichtlich des Verhältnisses von Wissenschaft, Medien und Gesellschaft.

Darüber möchte ich in drei Schritten sprechen: Erstens zur systematischen Position und Funktion des Wissenschaftsjournalismus im Spannungsfeld von Wissenschaft und Gesellschaft; zweitens in einer Art anekdotischer Phänomenologie das berichtend, was ich *de facto* so

beobachte und was mich unsicher sein lässt, ob es tatsächlich völlig un-symptomatisch ist; und drittens mit einigen Schlussfolgerungen daraus.

1.

Das Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, in dem der Wissenschaftsjournalismus situiert ist, ist durch zwei gegenläufige beziehungsweise einander widersprechende Entwicklungsdynamiken gekennzeichnet, und zwar schon dann, wenn man von Seiten der Wissenschaft her beobachtet, also die Differenzierungs- und Beschleunigungsprozesse der Gesellschaft noch ganz beiseite lässt.

Diese gegenläufigen Prozesse sind die der *Verkoppelung* und gleichzeitig der *Entkoppelung* von Wissenschaft und Gesellschaft

Zur *Verkoppelung von Wissenschaft und Gesellschaft* ließe sich zunächst feststellen, dass die moderne Gesellschaft nicht nur eine Wissens-, sondern eine *Wissenschaftsgesellschaft* ist. In ihr ist Wissenschaft eine privilegierte Form des Weltzugangs. Zunehmend konzipieren wir, was uns in der Welt begegnet, in dem Sinne als ein Problem, dass die Wissenschaft dann als Lösung dieses Problems verstanden werden kann (Evgenij Morozov: „Solutionismus“). Normative [du sollst / du sollst nicht] oder evaluative [gut / schlecht] Unterscheidungen werden in wachsendem Maße für ersetzbar gehalten durch die wahr/falsch-Unterscheidungen der Wissenschaft. Weitere Kennzeichen sind die zunehmende Durchdringung sämtlicher Bereiche des individuellen und gesellschaftlichen Lebens mit wissenschaftlichem Wissen und die Abhängigkeit von wissenschaftlichem Wissen in Wirtschaft und Gesellschaft.

Eine solchermaßen *Verwissenschaftlichung von Gesellschaft* geht zunehmend einher mit einer *Vergesellschaftung von Wissenschaft*: Wissenschaft gerät zunehmend unter die sehr direkten Zwecksetzungen von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Die Schlagwörter des öffentlichen Wissenschaftsdiskurses jedenfalls – ‚Praxisbezug‘, ‚Transfer‘, ‚Anwendbarkeit‘, ‚employability‘ oder auch ‚impact for society‘ – deuten die Zunahme solcher direkten Nützlichkeitsansprüche an. Hiernach geht es in der Wissenschaft nicht um Erkenntnis der Welt, sondern um Problemlösung. Auch lässt sich eine funktionale Überlastung von Wissenschaft konstatieren: Vom Wirtschaftswachstum bis zur Außenpolitik, vom individuellen Sozialaufstieg über die Gesellschaftspolitik und die Bewältigung der Energiewende bis hin zur theologischen Zähmung der Ambivalenzen religiöser Unmittelbarkeiten gibt es ja nur wenig, was nicht der Wissenschaft zugetraut und zugemutet würde.

Gegenläufig dazu die *Entkoppelung von Wissenschaft und Gesellschaft*: Moderne Wissenschaft ist ein dezentral-pluralistisches System, das intern in extremem Maße durch Differenzierungsprozesse gekennzeichnet ist: durch die Ausbildung immer neuer, immer kleinteiligerer Experten-kulturen, durch enorme Spezialisierungsschübe und Komplexitätssteigerungen des wissenschaftlichen Wissens.

Nur zur Veranschaulichung ein paar Titel von Projekten, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert werden, ganz aus dem Förderalltag: *Beyond Ni-Base Superalloys* (Forschergruppe Karlsruhe, 2007) ; *Inkrementelle Spezifikation im Kontext* (SFB 732, Stuttgart 2006); *Selbstorganisierte Nanostrukturen durch niederenergetische Ionenstrahlerosion* (Forschergruppe Leipzig, 2007) und *Neuronal and glial P2-Receptors. Molecular Basis and Functional Significance* (Forschergruppe Leipzig, 2007).

So weitet sich der Abstand zwischen den *frontiers* der Forschung und dem, was außerhalb dieser Spezialistenwelten noch vermittelt werden kann, sei es in Schule und Studium, in Museen und Ausstellungen oder eben in den Medien.

Und ein drittes: Nach außen – zur Gesellschaft hin – werden die Grenzen der Wissenschaft unscharf. Nach innen hin fächert sie sich immer weiter in unterschiedliche Expertengruppen und spezialisierte Wissensbezirke auf, die, was sie wissen, gerade nicht mehr direkt mit der Gesellschaft kommunizieren können.

In eben diesem Spannungsfeld bestimmen sich die Funktionen des Wissenschaftsjournalismus, und zwar mindestens in zweierlei Hinsicht, wobei die Funktionen des Wissenschaftsjournalismus für das Mediensystem selbst schon ausgespart sind:

Einerseits: Der Wissenschaftsjournalismus vermittelt zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Er sagt der Gesellschaft, was das ist: Wissenschaft, wie sie ‚funktioniert‘, wie sie organisiert und verfasst ist, was sie beschäftigt und welche Erkenntnisse sie produziert. Wissenschaftsjournalismus informiert, lässt die Gesellschaft an Wissenschaft teilhaben, lässt sie also auch wissen, dass Wissenschaft gesellschaftliche Funktionen hat, was sich weder von selbst versteht noch von der Gesellschaft ‚immer schon‘ gewusst wird. Und ebenso bezieht er die Erkenntnisprozesse der Wissenschaft auf die Problemlösungsansprüche und Deutungsbedürfnisse der Gesellschaft. Dafür muss er irgendwie mit den Erkenntnisprozessen der Wissenschaft Schritt halten und zugleich die besonderen gesellschaftlichen Erwartungen und Problemvorgaben an die Wissenschaft im Blick behalten

Andererseits: Im Medium eines klugen, informativen Wissenschaftsjournalismus informiert sich die in immer spezialistischere Expertenkreise sich auffächernde Wissenschaft zugleich auch über sich selbst. Es sind vor allem ja auch Forschende selbst die Leser etwa der Wissenschaftsseiten der überregionalen Tages- und Wochenzeitungen. Und ihnen geht es um Information über das, was abseits des eigenen Spezialgebietes liegt, aber auch um die Spiegelung der eigenen Position darin, wie sie journalistisch beobachtet wird, und zwar von jemandem, der sachkundig ist, aber nicht festgelegt auf die je eigenen Theoriehorizonte und Fragestellungen.

Ein Wissenschaftsjournalismus, der in wissenschaftlichen Diskursen interveniert, fordert die Wissenschaft ja geradezu auf, sich gewissermaßen selber von außen zu beobachten, sich in Distanz zum eigenen wissenschaftlichen Tun zu setzen und dies auch auf seinen wissenschaftspolitischen Kontext zu beziehen. Ein solcher Journalismus kann, wenn er gelingt, Spezialwissen so aufbereiten, dass daraus dann wiederum Impulse auf neue Forschungsprozesse ausgehen mögen. Er kann auch zu einer Instanz der kritischen Bewertung wissenschaftlicher und wissenschaftspolitischer Entwicklungen werden. Und er kann Ordnungsfunktionen ausüben, welche die Wissenschaft selber nicht ausüben kann: die Herstellung von Aufmerksamkeits- und Relevanz-Hierarchien zwischen Forschungs- und Wissensgebieten und ebenso die Abgrenzung von wissenschaftlichen sowie nicht-wissenschaftlichen Wissensbeständen.

## 2.

In diesen Funktionen ist ein qualitativ anspruchsvoller Wissenschaftsjournalismus tatsächlich konstitutiv für Gesellschaft und Wissenschaft.

Umso irritierender sind einige Beobachtungen, die ich über die Monate hin gemacht habe, die freilich über den Beobachter womöglich eben so viel aussagen wie über das Beobachtete und deren Zusammenstellung man als ‚Medienschelte‘ schelten könnte. Ich versuche es auf dieses Risiko hin dennoch, spreche dabei freilich nicht von Journalismus überhaupt, sondern von einem spezifischen Sektor und von diesem mit einem Akzent auf wissenschaftspolitischer Berichterstattung. Dabei will ich nicht moralisieren, sondern ein strukturelles Problem – für Wissenschaft *und* Medien *und* Gesellschaft – beschreiben und habe mich zu diesem Thema lange vor dem so oder so missglückten *heute*-Interview von Frau Slomka mit Herrn Gabriel entschlossen, das in den Medien ja eine heftige Debatte zu Rolle, Selbstverständnis, Verfahren und Qualität des Journalismus geführt hat

Also – was man so beobachten kann:

Eine neue Wissenschaftsministerin tritt ihr Amt an (es tut nichts zur Sache, um wen es sich handelt, die weit überwiegende Anzahl dieser Fachressorts wird derzeit von Frauen geleitet) – ein nicht unerheblicher Teil der Berichterstattung über ihren ersten „Auftritt“ wird mit einem vermeintlichen „Fehltritt“ bestritten, nämlich einem für Sekunden im Parkett stecken gebliebenen Schuhabsatz. Überhaupt ist nicht übertrieben zu sagen, der Erscheinung der Person werde jedenfalls nicht viel weniger Beachtung geschenkt wird als ihren politischen Vorhaben. Ist es unfair zu sagen, hier handele es sich doch um Boulevardisierung der wissenschaftspolitischen Berichterstattung?

Monatelang war von den durchaus gewichtigen Fragen des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland in der Regel allein dann journalistisch die Rede, wenn sie sich um Zusammenhang mit tatsächlichen oder vermeintlichen Plagiatsfällen skandalisieren ließen.

Oder aus persönlicher Erfahrung: Eine Verabredung zum Interview anlässlich der Übernahme des DFG-Amtes: Die DFG macht Forschungsförderung, was ein reicher Themenschatz ist – den Interviewer aber interessierte allein Fragen nach Studiengebühren, Bafög, undichten Hörsaaldächer

Die DFG fördert vor allem erkenntnisgeleitete und sogenannte Grundlagenforschung. Darüber habe ich aber noch kaum je ein Interview geführt, das nicht mit der stereotypen Bemerkung eingeleitet worden wäre, das sei ja alles sehr abstrakt und schwer zu erklären, interessiere die Leser auch nicht und deshalb müsse man vor allem über mögliche Anwendungen reden

Sehr selten habe ich den Eindruck, aus einem Journalistengespräch etwas gelernt zu haben – sehr oft habe ich den Eindruck, im Grunde jede Frage zurückweisen zu müssen, weil ihre Prämissen allein einer Skandalisierungslogik folgen, auch auf Kosten der Sachzusammenhänge.

Wie gesagt: Das mag auch an meinem eigenen Gesprächsverhalten liegen oder an meiner Rolle im Wissenschaftssystem. Es irritiert mich doch.

Ebenso wie Beobachtungen auf der Ebene handwerklicher Solidität:

Ist es wirklich nur Zeitnot oder Platzmangel, wenn im Wege der Autorisierung übermittelte Erläuterungen oder Präzisierungen – nicht Sinnänderungen! – eines Wortlautinterviews nicht aufgegriffen werden, auch dann nicht, wenn sie rechtzeitig übermittelt wurden und die Antwort weder länger oder unlesbar gemacht hätten? Ist es beckmesserisch, sich darüber zu verwundern, dass die Deutsche Forschungs“gemeinschaft“

zu einem Thema ausführlich und unter mehrfacher Nennung des eigenen Namens Auskunft gibt, in dem entstandenen Artikel aber deklariert wird als Deutsche Forschungs“gesellschaft“ oder sogar als Forschungs“gemeinde“? Und selbst wenn, wäre nicht gleichwohl zu sagen: Journalistische Schärfe ist erwünscht, sie setzt aber Präzision voraus, sonst handelt es sich nämlich lediglich um Ressentimentkommunikation.

Ich gewinne also den Eindruck, und wäre glücklich, wenn ich mich täuschen sollte, dass ein handwerklich sorgfältiger, sachkundiger, kritischer Wissenschaftsjournalismus sich derzeit eher schwer tut, dass das kritische Interesse am Gegenstand, nämlich der Wissenschaft, nicht selten dominiert wird von der Aufmerksamkeitsökonomie des Mediensystems die die Schnelligkeit deutlich gegenüber der Sorgfalt der Information privilegiert und Stimmungen und Gefühlslagen gegenüber Sachzusammenhängen und Argumenten.

So dass es nicht selten Trends der (Selbst)Boulevardisierung, Skandalisierung und Simplifizierung zu beobachten gibt. Diese Trends sind aber mit dem Risiko verbunden, nicht nur Gegenstände und Gegenüber der eigenen Berichterstattung zu verfehlen, sondern zugleich auch die eigenen Konsumenten und damit nicht zuletzt auf gewisse Weise auch die eigenen Funktionen und Leistungen.

3.

Ich schließe aus meinen Erfahrungen und Beobachtungen:

Wissenschaftsjournalismus steht – und setzt sich selbst – „unter Druck“. Technologien und Ökonomie der Massenmedien verändern sich rasant. Und mit ihnen das Mediennutzungsverhalten immer heterogener werdender Nutzergruppen (um nicht zu sagen: *user*)

Und in *diese* Perspektive fügen sich dann auch andere Indizien ein: Die Natur-, Lebens- und Ingenieurwissenschaften scheinen zunehmend wieder abgehandelt zu werden auf den bunten Seiten, im Panorama, im Vermischten und von den dafür eingerichteten Ressorts. Die wissenschaftspolitische Berichterstattung – nachdem sie sich ja ihren Rang und ihren Platz gerade erst mühsam in den Politik-Ressorts einiger Medien erkämpfen konnte – hat nicht selten wieder das Nachsehen gegenüber anderen Politikfeldern oder wird öfters doch lediglich als Appendix der Bildungspolitik verhandelt.

Und manchmal verschwindet der Wissenschaftsjournalismus ja auch ganz : Wenn Zeitungen sterben oder Nachrichtenagenturen eingestellt werden, wie beides zuletzt mehrfach geschehen, dann sterben mit ihnen auch ihre Wissenschaftsberichterstattung und Wissenschaftsressorts.

Wobei ja nicht gleich immer ganze Zeitungen sterben müssen – es reicht ja, wenn im Falle eines Falles eher die Wissenschaftsseite eingestellt wird als die Auto- oder Reisesseite, weil sich mit den dahinter folgenden Kfz- oder Tourismusgewerbe-Anzeigen immer noch mehr Geld verdienen lässt als mit dem akademischen Stellenmarkt. Es reicht auch, dass profilierte Wissenschaftsjournalisten immer öfter die Seiten wechseln – vom Wissenschaftsjournalismus hinüber in die Wissenschaftskommunikation oder ins Forschungsmarketing.

In alledem scheint mir ein Grund zur Besorgnis zu liegen, und zwar zum einen für die Gesellschaft: Denn wie setzte sie als Wissenschaftsgesellschaft sich in Kenntnis über die Wissenschaft, wenn es keinen kundigen, klugen, kritischen Wissenschaftsjournalismus gäbe? Grund zur Besorgnis aber auch für die Wissenschaft selbst: Sie selbst kann keineswegs verzichten auf einen scharfsinnigen, informativen, kritisch urteilenden Wissenschaftsjournalismus, darauf, aus der Distanz informierend und prüfend beobachtet zu werden, und ebenso wenig auf die Selektionsleistungen und Filterfunktionen, die damit verbunden sind.

Für einen solchen Journalismus engagieren wir uns hier im Rahmen der Arbeit der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung. Für einen solchen Journalismus wirbt der Universitas-Preis für Wissenschaftsjournalismus. Und deswegen hat Tanjev Schultz sehr zu Recht heute diesen Preis erhalten.